

JULIAN LEES
Das Haus der tausend Blüten

Buch

Malaysia, 1936: Die schöne Lu See soll mit einem übergewichtigen Banker verheiratet werden. Aber die junge Frau hat ganz eigene Vorstellungen von Liebe und ihrer Zukunft und weigert sich, dem Befehl ihrer Familie zu folgen. Gemeinsam mit ihrem Dienstmädchen und einziger Vertrauten Sum Sum flieht sie nach Cambridge, um dort ihre große Liebe, den charismatischen Adrian, zu heiraten – und als erste Malaiin überhaupt die Universität zu besuchen. Bald darauf wird Lu See schwanger und ihr Glück scheint vollkommen.

Aber dann zerstört ein schwerer Schicksalsschlag all ihre Träume und Hoffnungen. Als auch noch Sum Sum spurlos verschwindet, steht Lu See kurz vor dem Zusammenbruch.

Doch die Freundin hat ihr ein Geschenk hinterlassen – ein Geschenk, das Lu Sees Leben von Grund auf verändern wird ...

Autor

Julian Lees wurde 1967 in Hongkong geboren. Schulzeit und Studium absolvierte er in England. Als Kind verbrachte er viel Zeit bei seinen Großeltern, die ihm zahllose Geschichten über ihr Leben in Shanghai erzählten. Ein Brief seiner Großtante aus Russland war schließlich der Impuls, immer tiefer in die Geschichte seiner Familie einzutauchen. Julian Lees gab seinen Beruf als Aktienhändler auf und arbeitet seither als Autor. Er lebt mit seiner Frau und seinen Kindern in Kuala Lumpur, Malaysia.

Von Julian Lees bei Blanvalet als E-Book lieferbar:

So fern wie der Himmel (04325)

Das Lied der Sterne (04324)

Julian Lees

Das Haus der tausend Blüten

Roman

Deutsch von Gloria Ernst

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»The House of Trembling Leaves« bei Sandstone Press Ltd.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe März 2013 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe by Julian Lees 2013

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Verlagsgruppe Random House, München.

Umschlaggestaltung: © Tertia Ebert, München

Umschlagmotiv: © Umschlagmotiv: Getty Images/

Imagemore Co, Ltd.; Getty Images/Flickr/cisco;

Mauritius Images/Westend61

Redaktion: Lisa Bitzer

HS · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-37365-9

www.blanvalet.de

Für meinen Bruder Adrian.
Für das, was uns damals verband
und was uns heute noch verbindet.

Prolog

Von oben betrachtet sah der Fluss Juru wie ein gelbbraunes Band aus, das sich durch den Dschungel der malaiischen Halbinsel wand. Sein Lauf führte ohne Unterbrechung hundertzehn Kilometer weit vom hölzernen Damm bis zum Meer, vorbei an Affenkolonien, dichten grünen Vorhängen aus Palmwedeln und Langhäusern aus Bambusrohr und Schilf.

Auch wenn einmal täglich ein Zug aus dem nördlich gelegenen Penang kam und die Güter der Welt außerhalb des Dschungels in die Region brachte, waren es nach wie vor die Nebenflüsse, welche die Hauptverkehrswege durch den Regenwald bildeten. An ihren sandigen Ufern boten barfüßige Männer mit locker um den Kopf gewickelten Stoffstreifen Ananas zum Verkauf an. Hühner mit leuchtend roten Federn trippelten stolz umher, während Frauen in schulterfreien Sarongs Krabben für die *belacan*-Paste zermahlten. Alte Frauen, die sich zum Schutz gegen die Sonne die Gesichter weiß gepudert hatten, hockten auf dem Boden und siebten Reis.

Für die Menschen war der Juru Quell des Lebens. Er nährte sie wie eine Mutter ihr Kind, versorgte sie mit Shrimps und Fischen, reinigte ihre Kleidung und wusch den Staub aus ihren Haaren. Er bewässerte ihre Gummibäume, löschte ihre Feuer und trug ihre Ausscheidungen mit sich

fort. Die Menschen, die an seinem Ufer lebten, huldigten seit vielen Jahrhunderten seiner Kraft und schätzten den Reichtum, mit dem er sie stets bedachte.

Deshalb kamen die Dorfbewohner einmal im Jahr in der Nähe der Flusskrone zusammen, um ein großes Fest zu feiern.

Eine Reihe von Drachenbooten tanzte auf dem schwarzen Wasser, Rümpfe prallten zusammen, Paddel stießen aneinander. Acht Boote aus Teakholz, von denen bei der drei Kilometer langen Wettfahrt auf einem der Zuflüsse des Juru jedes Boot ein Dorf aus der Umgebung vertrat, bewegten sich langsam auf die Startposition zu.

Schnige Ruderer mit nackten Oberkörpern saßen paarweise hintereinander und ließen ihre Muskeln spielen. Sie plauderten miteinander und winkten der versammelten Menge fröhlich zu. »Mm ho dam sum!«, riefen sie.

»Gaa dai lik! Gaa dai lik! Dem *kampong* zur Ehre!«, gaben ihre Anhänger mit lauter Stimme zurück.

Sobald der *bomoh*, der Schamane des Dorfes, ausgestattet mit einem gelben Beutel voller Spatzennester und Tierknochen, seinen Segensspruch gesungen hatte, kletterte der Vorsteher der örtlichen chinesischen Gemeinschaft auf ein auf Pfählen stehendes Podium und hielt die Schwanzfeder eines Nashornvogels mit ausgestrecktem Arm vor sich in die Luft. Zweihundert Paddel wurden aus dem Wasser geholt.

In der Mitte eines jeden Bootes befand sich ein überdachter Schrein. In ihm standen je ein Mann mit einer gigantischen Trommel, einer mit einem Gong und ein weiterer mit einem Becken. Der Trommler des Bootes, das dem Podium am nächsten war, der Herzschlag seiner Mannschaft, hielt seine Bambusstöcke in die Luft, während er aus dem Augenwinkel heraus den Vorsteher beobachtete.

Die Boote waren nebeneinander aufgereiht und trotzten

der Strömung. An ihren Hecks flatterten bunte Fahnen im Wind. Die Dorfhunde tollten an den Ufern herum. Schulmädchen mit Hibiskusblüten im Haar hielten gebannt den Atem an. Der Vorsteher der chinesischen Gemeinde sah sich noch einmal um und legte den Kopf schief. Dann ließ er die Feder fallen.

Ein Brüllen! Dann machten alle acht Drachenboote einen Satz nach vorn. Kunstvoll geschnitzte Drachenköpfe aus Holz, mit roten und gelben Schuppen bemalt, durchpflügten die Wasseroberfläche. Knallfrösche explodierten. »Da fahren sie!«, kreischten die kleinen Jungen, die auf den Schultern ihrer Väter saßen. Die Schulmädchen quietschten begeistert und warfen Kokosraspel in die Luft.

»Schneller, schneller, Po On Village!«

Trommeln dröhnten, Gongs erschallten, Becken schepperten. Aufgeregte Kinder jubelten und winkten wild mit den Armen. Hühner und Gänse stoben davon, als kleine Jungen auf Fahrrädern, ihre Schwestern auf dem Gepäckträger, am Ufer entlang die Verfolgung aufnahmen.

Po On Village war eine ländliche Siedlung, etwa hundertfünfzig Kilometer nordwestlich von Kuala Lumpur, deren Einwohnerschaft sich hauptsächlich aus Gummibaumzapfern, Holzarbeitern und einigen Fischern zusammensetzte. Bei einer Einwohnerzahl von achthundert – bei den Chinesen eine glücksbringende Zahl, die für Reichtum, Gleichgewicht und Symmetrie stand – lebten Chinesen und Malaien Seite an Seite in aus *attap*-Wedeln und Holz gebauten Häusern. Auf der Rückseite der Bauten fanden sich Küchengärten und große, gemeinschaftlich genutzte Flächen, auf denen die Kinder spielen konnten. Es gab einen Nudelverkäufer und einen Mann, der *satay*, auf Bambusstöckchen aufgespießte, gegrillte Fleischstückchen, verkaufte, und für all diejenigen, denen der Sinn nach etwas Raffinierterem stand,

gab es einen kleinen Imbiss, in dem Hühnchenschnitzel nach westlicher Art zubereitet wurden. Der kleine Ort, von den Einheimischen *kampong* genannt, verfügte über einen Lebensmittelladen, eine Holzhandlung und ein Geschäft, in dem Palmwein verkauft wurde. Es gab eine kleine Moschee, einen chinesischen Tempel sowie ein anglikanisches Gotteshaus, das in den 1890er-Jahren von einem Einwanderer aus Inverness erbaut worden war. Die kleine Kirche, ein Gebäude aus heimischen Hölzern und Stein, stand direkt am Ufer des Flusses und sah aus, als hätte man sie aus dem schottischen Hochland geradewegs hierher versetzt.

Die aktivsten Mitglieder der Gemeinde waren die Teohs. Sie sammelten Geld für den Erhalt der Kirche, hielten das Schieferdach instand und hatten mit Spenden die kostbare Orgel finanziert. Wann immer sich der Chor ankündigte, lächelte Mrs Teoh, die in ihrem luftigen geblühten Sonntagskleid stets in der ersten Reihe saß, ihren Kindern beruhigend zu. Beim Klang ihrer Stimmen und dem Brausen der kupfernen Orgelpfeifen begann sie dann voller Stolz zu strahlen. Diese Orgel, diese Königin aller Instrumente, war für die Teohs ebenso bedeutungsvoll wie das erstklassige Stück Ackerland vor ihrer Haustür, zumal es zu dieser Zeit in ganz Malaysia nur noch drei weitere Orgeln gab. Für die Familie Teoh stand dieses Instrument für Kultiviertheit, Wohlstand und Ehrbarkeit.

»Schneller, schneller, Po On Village!«

Die Boote mit ihren grimmigen Drachenköpfen am Bug flogen jetzt geradezu über das Wasser. Eine junge Chinesin ging mit einem Korb durch die Menge und verteilte kleine Päckchen mit klebrigem Reis und gesalzenen Kastanien an die Zuschauer. Sie hatte ein ovales Gesicht und eine hohe Stirn, die Intelligenz verriet. Ihr dunkles, üppiges Haar umspielte ihre Schultern. »Fröhliches Klößchenfest!«, wünschte

sie immer wieder lächelnd und bot den hiesigen Fischerleuten und Gummizapfern dabei ihre Gabe an. Jedes der Päckchen war mit Bambusblättern und Raffiabast umwickelt. »Esst sie, solange sie noch warm sind«, forderte sie die Menschen auf. »Mit den besten Empfehlungen der Familie Teoh.«

»Vielen Dank, Erste Tochter Teoh!«, erwiderte ein Kautschukzapfer. »Deine Familie überwältigt uns mit ihrer Großzügigkeit. Und viel Glück für deine Brüder. Hoffentlich gewinnen sie das Rennen!«

Beim Gedanken an James und Peter, die in diesem Augenblick so angestrengt paddelten, dass ihnen beinahe die Augen aus dem Kopf traten, breitete sich ein Lächeln auf dem Gesicht der jungen Frau aus.

Hinter ihr lief ein Dienstmädchen in einem weißen Kittel und weiten dunklen Hosen her. Das Mädchen hielt einen Fotoapparat in den Händen und blieb von Zeit zu Zeit stehen, spreizte die Ellbogen ab wie ein flatterndes Huhn und drückte auf den Auslöser.

»Beeil dich, Kürbiskopf«, drängte ihre Herrin, »und egal, was geschieht, lass bloß die Kodak nicht fallen. Ah-Ba bringt uns um, wenn sie beschädigt wird.«

Als ob sie die Ermahnung nicht gehört hätte, spulte das Dienstmädchen den Film mit dem Kurbelzapfen weiter und schoss noch ein Foto von der versammelten Menge, eines von vielen, auf denen Woos und Teohs gemeinsam zu sehen waren.

Das alljährliche Klößchenfest war traditionell einer der wenigen Tage des Jahres, an denen die Dorfbewohner ihre Schulden untereinander beglichen. Es war auch eine der wenigen Gelegenheiten, an denen die Teohs und die Woos friedlich miteinander umgingen, denn zwischen den beiden Familien herrschte, solange man denken konnte, eine erbitterte Fehde.

Verleumdungen, Streitigkeiten um Grund und Boden

und wüste Drohungen waren an der Tagesordnung. Von Zeit zu Zeit brach mitten auf der Straße eine Schlägerei aus, zuweilen wurde sogar ein *parang*-Schwert geschwungen. Und manchmal wurde so viel Blut vergossen, dass man den Rat der *kampong*-Ältesten anrief, um den Streit zu schlichten. Und alles nur wegen einer lang zurückliegenden Auseinandersetzung um Wasser ...

Der mächtige Juru floss durch das Land der Teohs, er war ihr Lebenselixier. Der Familie gehörten 10 800 Hektar Grund am oberen Flussabschnitt, den Woos 12 000 Hektar in der Talsohle. Wenn sich einem Teoh die Gelegenheit bot, einen Woo zu betrügen, dann nutzte er sie auch. Und wenn es einem Woo gelang, einen Teoh über den Tisch zu ziehen oder gar zu verprügeln, jubelte das gesamte untere Tal.

Man hätte annehmen können, dass zwei derart verfeindete Familien es vorgezogen hätten, so weit wie möglich voneinander entfernt zu leben. Doch ihre Anwesen standen gerade einmal zweieinhalb Kilometer voneinander entfernt am Rande der jeweiligen Ländereien, nur durch den Fluss voneinander getrennt, aber nahe genug, um sich durch ein Fernrohr beobachten zu können. Auf diese Weise behielten sich die Clans ständig im Auge.

Die Teohs hatten ihr Haus nach den mächtigen Bäumen, welche die Auffahrt zu ihrem Hof säumten, *Tamarind Hill* getauft. Die Woos nannten ihr Anwesen zu Ehren von Malaysias erstem Generalresidenten *Swettenham Lodge*. Beide Häuser standen sich mit größtem Argwohn gegenüber. Wie zwei mittelalterliche Turnierkämpfer belauerten sie sich finstern und nahmen durch das nach unten geklappte Visier ihrer Helme jede Bewegung ihres Kontrahenten wahr.

»Nehmt euch von den Reisklößchen, solange sie noch heiß sind!«, rief das Mädchen jetzt wieder. »Mit den besten Empfehlungen der Familie Teoh!«

Sie warf einen Blick zum Platz der Woos, wo eine Gruppe von Männern damit beschäftigt war, mehrere Spanferkel am Spieß zu braten. Beim Anblick der glänzenden, wie flüssiges Karamell schimmernden Haut der Schweine lief ihr das Wasser im Mund zusammen.

»Meine Klößchen schmecken viel besser als das Zeug da drüben!«

Sie spürte eine Hand auf ihrer Schulter.

»Was hast du da gerade gesagt?«

Das Mädchen fuhr herum und sah dann dem Chinesen, der sie angesprochen hatte, unerschrocken in die Augen. Er trug weiße Leinenkleidung. Sein geöltes Haar war sorgfältig nach links gescheitelt, und er roch so frisch und sauber wie Sandelholz.

»Ach, wenn das nicht der Erste Sohn der Woos ist«, entgegnete sie. »Dai-yee-jee, der alte Eierkopf und Wichtig-tuer! Mr Elitestudent aus Cambridge höchstpersönlich.«

»Ich habe dich etwas gefragt«, gab er ruhig zurück. »Was hast du da gerade gesagt?«

»Was glaubst du denn?«

Das Dienstmädchen fotografierte die beiden bei ihrem Wortwechsel.

»Es wäre mir lieb, wenn du nicht so respektlos von meiner Familie sprechen würdest, vor allem nicht bei einem solch festlichen Anlass.«

Das Mädchen schürzte die Lippen. »Ach, du liebe Güte. Das tut mir jetzt aber leid! Was habe ich mir nur dabei gedacht? Lass mich das Ganze anders formulieren... Wie wäre es, wenn ich dich das nächste Mal als begriffsstutzigen, schwachköpfigen Nichtsnutz vorstelle? Hört sich das besser für dich an?«

Der junge Mann packte sie am Handgelenk. »Komm mit!«

Sie ließ ihren Korb fallen, als er sie durch das Gedränge zerrte, dann durch eine Schar von Hühnern, die in der Erde scharren, weg vom Ufer des Flusses. Sie sah sich suchend nach ihrer Dienerin um, konnte sie aber nirgendwo entdecken. Mit großen Schritten stürmten sie über den Dorfplatz, vorbei am kleinen Lebensmittelladen, der Holzhandlung und der Werkstatt des Moskitonetzmachers, und steuerten auf den Pfad zu, der den Hang hinaufführte. Die alten Männer, die vor dem Tempel saßen und im Schatten der überhängenden Dachtraufe Domino spielten, blickten erstaunt auf. Auch die Witwe Ping, die vor einer Büchse mit Weihrauchstäbchen und einer Opferschale mit Obst kniete und betete, hob überrascht den Kopf und sah ihnen nach.

»Lass mich los!«, zischte das Mädchen.

»Nein«, sagte er. »Du kommst jetzt mit.«

Eine Salve von Feuerwerkskörpern explodierte und ließ die Luft knistern, und die Menschen starrten mit offenen Mündern zum Himmel hinauf.

»Du tust mir weh«, beschwerte sie sich.

Die Geräusche der Menge wurden allmählich leiser, als er mit ihr den steilen Pfad, gesäumt von hohem Unkraut und Chinaschilf, hinaufstieg und sie dann in den Wald hineinzog. Umgeben von tropischem Grün blieb er schließlich stehen, um Atem zu schöpfen. Er warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass ihnen niemand gefolgt war, dann drückte er das Mädchen an den Stamm eines *Rambutan*-Baums. Seine Augen glänzten wie nasse Bronze.

»Begriffsstutziger, schwachköpfiger Nichtsnutz?«

»Sei still! Kein Wort mehr ...« Sie nahm sein Gesicht in beide Hände und küsste ihn auf den Mund. Seine Lippen schmeckten wie süßer Tee. Sie fuhr mit ihren Fingern durch seine Haare, ließ sie dann seinen Rücken hinunterwandern,

während sie ein Bein anhob, sodass er mit seiner Hand zwischen ihre Schenkel fassen konnte.

»Nicht hier«, sagte er und hielt die Luft an. »Nicht im Unterholz. Hier gibt es vielleicht Tausendfüßler. Die sind giftig.«

»Wo dann?«

Er deutete mit einer Kopfbewegung nach oben.

Zuerst wusste sie nicht, was er meinte, doch als der Wind die Zweige bewegte und das Licht der Sonne durch das Blätterdach fiel, sah sie ein kleines Baumhaus. Es bestand aus Bambus und Rattan und hatte sogar eine Markise aus Palmwedeln.

»Wie kommt das denn hierher?«

»Es hat mich die ganze letzte Woche gekostet, es zu bauen. Erst heute Morgen ist es fertig geworden. Hier muss irgendwo ein Seil sein ...« Er griff hinter ihren Rücken. »Ah, da ist es ja.«

Sie fluchte leise. »Du weißt doch, wie sehr ich es hasse, irgendwo hinaufzuklettern!«

»Unsinn, es wird dir Spaß machen. Abgesehen davon, wenn wir Woos und Teohs heimlich ein wenig« – er rollte die Augen scherzhaft nach links und rechts – »sooky-sooky machen, dann sollten wir besser dafür sorgen, dass wir dabei absolut ungestört sind. Findest du nicht auch?«

»Bist du dir sicher, dass uns niemand gesehen hat?«

»Ja.«

Er fasste sie um die Taille und half ihr den Baum hinauf.

Acht Kilometer weiter flussaufwärts trat eine Gruppe dunkler Gestalten aus dem Dschungel. Die schwarzen Silhouetten der Männer zeichneten sich im schwächer werdenden Licht des Abends vor dem helleren Himmel ab; ihre Kleidung hatte die Farbe von Asche. Vor ihnen tauchte, bereits in

abendliche Schatten gehüllt, der Damm aus Baumstämmen und darüber aufgeschütteter, mit Sträuchern bedeckter Erde auf. Als sie sich dem Wehr näherten, sahen sie, dass sich die hoch aufgestapelten Baumstämme längs nebeneinander von einem Ufer zum anderen erstreckten. Einige von ihnen hatten einen Durchmesser von fast neunzig Zentimetern.

Die Männer wechselten verschwörerische Blicke und nickten einander kurz zu.

In Zweiergruppen aufgeteilt erklommen sie den Damm, wo sie auf der obersten Reihe von Stämmen niederknieten. Mit kleinen Äxten schlugen sie halbmondförmige Kerben ins Holz, in die sie rote Dynamitstangen schoben. Während sie arbeiteten und sich dabei immer wieder den Schweiß von der Stirn wischten, hörten sie die Rufe eines Nashornvogels im Kokospalmenwäldchen weiter oben am Fluss. Die Männer hatten den Sprengstoff an neun Punkten platziert. Jetzt setzten sie die Sprengkapseln ein und zündeten die Luntenschnüre an, die dreißig Minuten lang brennen würden. Kleine Flammen züngelten in der grauen Dämmerung.

Nur Sekunden später waren die dunklen Schatten wieder im Regenwald verschwunden.

Die untergehende Sonne tauchte das Baumhaus in ein bernsteinfarbenes Licht. Das Paar war schweißüberströmt. Während die junge Frau auf dem Rücken lag und das trockene Geflecht des Rattanbodens an ihren nackten Pobacken spürte, arbeitete er sich an ihrem Körper entlang nach unten. Er küsste ihren Hals und die Spitzen ihrer Brüste. Seine Zunge kreiste um ihren Nabel, dann wanderte sein Mund weiter, mit seinen Lippen ihre Haut liebkosend. Schließlich spürte sie seinen heißen Atem zwischen ihren Schenkeln, warf den Kopf zurück und starrte zum Himmel hinauf. Die Wolken schienen erst zu zittern und sich dann aufzulösen.

Sie grub ihre Finger in seine Haare, lechzte danach, dass er in sie eindrang. Ihr Atem ging immer schneller. *Bitte*, formte sie lautlos mit den Lippen, *jetzt...*

Sie presste sich an ihn, schob ihm ihre Hüfte entgegen. Eine lustvolle Welle der Erregung rollte über sie hinweg, gerade, als er ihre Knie an ihre Brust hob und sich in sie schob.

In diesem Moment vergaß sie die Welt.

Die Beine ineinander verschlungen wiegten sich die beiden im gleichen Rhythmus.

Das Dienstmädchen stieg den Hang hinauf, um eine Panoramaaufnahme vom Fluss zu machen. Das Gras, durch das die junge Frau ging, war so hoch, dass es ihre Fingerspitzen berührte. Um sie herum war alles üppig und grün, und es wimmelte geradezu von Käfern. Sie sah einen alten Baumstamm und beschloss, sich dort hinzusetzen und ein wenig auszu-ruhen. Es war eine anstrengende Aufgabe, die sie sich bei dieser Hitze vorgenommen hatte. Ihre dunklen Haare waren schweißnass. Sie fuhr die Ellbogen wieder zur Seite aus, hob sich die Kamera vors Gesicht, stellte den Entfernungsmesser ein und beobachtete im Sucher die geschmückten Boote auf dem mäandernden Fluss.

Sie schoss ein paar Bilder, dann hielt sie abrupt inne und drehte sich um. Hinter ihr im Wald war jemand. Sie hörte einen Ast knacken, dann mehrere leise Pfiffe. Zwanzig Schritte von ihr entfernt tauchte plötzlich ein Mann aus dem Dickicht auf. Er war von Kopf bis Fuß in Grau gekleidet und hatte ein Muttermal auf der linken Wange. Eine seiner Schultern hing deutlich nach unten, und er schien sie noch nicht bemerkt zu haben. Ganz automatisch drückte das Dienstmädchen auf den Auslöser. Durch den Sucher erkannte sie, dass er eine rote Blechdose in der Hand hielt. Er entnahm ihr etwas, das sie jedoch nicht erkennen konnte,

und warf die Dose dann in einen Busch. Sie beschloss, sich diesen Behälter später einmal genauer anzusehen.

Als sie die Kamera herunternahm und dabei vorsichtig das Gewicht verlagerte, raschelte das Gras unter ihren Füßen. Jetzt traf sie sein Blick. Seine schwarzen Augen funkelten, und seine Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Grinsen.

Als sie die Pistole in seiner Hand sah, rannte sie los.

Ein tiefes Donnerröllen erklang, gefolgt vom Kreischen der Vögel und dem Gebell sämtlicher Hunde im Dorf. Der Boden bebte, Blätter fielen von den Bäumen. Aus feinen Rissen im Damm, die sich in der Wand aus Baumstämmen gebildet hatten, begannen kleine Wasserfontänen zu sprühen. Es sah aus, als würden Nadeln aus Licht durch schwarze *Peranakan*-Spitze leuchten.

Der Damm begann zu zittern. Er ächzte.

Dann schließlich brach er mit einem ohrenbetäubenden Krachen in sich zusammen.

Eine riesige Flutwelle ergoss sich über das Flussbett und schleuderte die Baumstämme des Walls umher, als wären es Zahnstocher. Wie ein gefräßiges Seeungeheuer rasten die Wassermassen auf die Uferböschungen zu und machten dabei alles, was ihnen im Weg stand, dem Erdboden gleich. Die Fluten rissen eine Herde Ochsen in einer Wolke aus Gischt mit sich, erfassten einen einsamen Fischer und verschlangen ihn, wie einst Jonas vom Wal verschluckt worden war. Das Wasser überspülte ein kleines Haus und trug es einfach mit sich davon, mitsamt einem Kind, das sich noch darin befand. Die Wogen zerstörten alles, was ihren Weg kreuzte, schwollen mit jeder Sekunde höher an, während sie auf das größte der Dörfer zurollten.

Sie lag auf dem Bauch, sein Gesicht hatte er auf ihren Rücken gebettet. Es war ein wunderschöner, klarer Abend. Die Moskitos versteckten sich im hohen Gras, und die jetzt tief stehende Sonne hing am Himmel wie ein glänzender, kupferfarbener Penny. Aus der Ferne hörte sie das Lachen und den Lärm der feiernden Menge. Durch das Blätterdach sah sie die Reihen von Gummibäumen, die sich viele Kilometer weit erstreckten.

»Ich weiß noch, wie mich mein Vater zum ersten Mal zur Kautschukplantage mitgenommen hat«, sagte sie nachdenklich. »Ich muss fünf oder sechs Jahre alt gewesen sein. Wir haben in die Rinde eines Gummibaumes eine Kerbe geschnitten und den Saft dann in eine Schüssel tropfen lassen. Damals hat Ah-Ba viel mit mir unternommen.«

»Aber jetzt tut er das nicht mehr.«

»Nein. Jetzt beherrscht das Geschäft sein Leben.«

Sie hob ihren Kopf über den Rand des Baumhauses, um den Geräuschen des Waldes zu lauschen, genoss dabei die leichte Brise, die von der fernen See herüberwehte und sacht über ihre Haut strich.

Plötzlich hörte sie das Rascheln von Blättern. In diesem Moment glaubte sie, im Augenwinkel eine menschliche Gestalt zu erkennen – einen gesichtslosen Mann, dessen Umriss für einen kurzen Moment im Chinaschilf aufgetaucht war. Ein seltsames Gefühl breitete sich in ihrer Magengegend aus. Sie suchte mit ihren Augen den Wald ab. Nervosität ergriff von ihr Besitz. Hatte sie nicht die Silhouette eines Mannes gesehen, der gerade im Schatten des Waldes verschwand? Sie war sich nicht sicher.

Zweige knackten, ein kurzer, scharfer Pfiff ertönte. Offensichtlich ein Signal, das von einem zweiten Pfiff beantwortet wurde.

Sie setzte sich kerzengerade hin und griff nach ihrer Kleidung. Sie wollte nur noch weg.

»Was ist los?«, fragte er.

»Ich will gehen.«

»Du zitterst ja!«

»Ich glaube, dass uns jemand gesehen hat.«

Hastig zogen sie sich an und kletterten vom Baum herunter. Eiskalte Angst kroch dem Mädchen bis ins Mark. Und dann hörte sie es: ein grollendes Donnern, als gerieten große Felsen unter dem Gewicht von Hunderten von Wasserfällen in Bewegung. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, was das war, aber sie spürte deutlich die Vibrationen durch die dünnen Sohlen ihrer Baumwollschuhe. Zuerst vermutete sie ein Erdbeben oder ein fernes Gewitter; dann dachte sie an Kanonendonnern. Weglaufen war das Einzige, das ihr jetzt noch blieb, um gegen ihre Panik anzukämpfen.

Durch hochgewachsenes Unkraut und dicht stehendes *Lalang*-Gras rannte sie den Hügel hinunter auf das Dorf und den immer lauter werdenden Lärm zu. Jeder ihrer Schritte verursachte ein schmatzendes Geräusch. Sie begriff nicht, warum sie plötzlich bis zu den Knöcheln im Wasser stand. Und mit jedem Meter, den sie vorankam, stieg es höher. Die Kälte kroch ihre Beine hinauf, dann bemerkte sie zu ihrer größten Verwunderung Dutzende von silbrigen Fischen, die nach Luft schnappend in schlammigen Pfützen auf dem Waldboden lagen.

Sie stürmte durch das Chinaschilf und blieb dann plötzlich wie angewurzelt am Rand des kleinen Marktplatzes stehen. Der Fluss war über die Ufer getreten und beförderte Unmengen von Schlamm ins Dorf. Alles stand unter Wasser! Während das Mädchen versuchte, wieder zu Atem zu kommen, beobachtete sie fassungslos, wie der Strom mit unglaublicher Geschwindigkeit an ihr vorbeischoß, dabei Treibgut, tote Ochsen und entwurzelte Bäume mit sich riss. Hustende, würgende Menschen klammerten sich mit schreckgeweiteten

Augen an Wände, Fenstersimse und Erdhügel, während die Strömung unbarmherzig an ihnen zerrte. Einige hielten sich an Grasbüscheln fest, die dem Sog jedoch nicht standhielten, aus der Erde gerissen wurden und augenblicklich in den gewaltigen Fluten verschwanden. Jemand schrie, man solle die Kinder auf höher gelegenes Gelände schaffen. Eine Mutter rief panisch nach ihrem Baby.

Sie dachte an die Schulmädchen mit den Hibiskusblüten im Haar und fragte sich, ob sie alle ertrunken waren. Links von ihr entwurzelte das Wasser einen Baum, Gischt sprühte ihr in die Augen, genau in dem Moment, als der Kopf eines jungen Mannes kurz aus dem Wasser auftauchte und genauso plötzlich wieder verschwand. Es war das Gesicht ihres Cousins.

»Ich sterbe«, dachte sie.

Um sie herum herrschte ein unbeschreibliches Chaos. Sie hörte einen immer lauter werdenden entsetzlichen Schrei und sah den chinesischen Vorsteher, der sich verzweifelt an eine hohe Kiefer klammerte. Ein auf dem Rücken treibender Ochse, die Beine steif wie Glas und weit von sich gestreckt, schoss durch die Fluten direkt auf den Mann zu. Mit einem grässlichen Geräusch traf der eine halbe Tonne schwere Kadaver den Vorsteher und riss ihm dabei den Kopf von den Schultern. Eine Fontäne aus Blut schoss in die Luft, und das Wasser wechselte seine Farbe kurz von schwarz zu rot.

Einen Augenblick später begann die anglikanische Kirche unter dem Druck des Wassers zu schwanken. Die Ziegel aus Schiefer fielen vom Dach und schlugen wie Mörsergranaten in das Wasser. Das Mädchen sah seine Zweite Tante Doris auf sie zu humpeln, während sie ihr immer wieder entgegenschrie, sie solle um ihr Leben laufen. Die Orgel der Kirche brach entzwei, der Strom riss sie einfach mit.

Dann stürzte das gesamte Gebäude in sich zusammen.

Erster Teil

1936

»*Aiyoo*, du weißt, dass sie ist vollkommen plemplem, nich wahr?«, sagte Sum Sum und beobachtete den Vogel, der sich gerade auf dem Dollbord des Ruderbootes niedergelassen hatte. »Seit sie auf Rasen gefallen ist und sich Kopf an einem Stein angeschlagen hat, schreibt sie stundenlang Briefe an sich selber, macht sich die Achselhaare weg und redet mit eingebildeten Würstchen im Blätterteig. In piekfeines Englisch! Und jetzt läuft sie auch noch von zu Hause weg, um zu heiraten Big Ben.«

»Das habe ich gehört«, sagte Lu See und rümpfte die Nase.

»Oh, gut«, erwiderte Sum Sum. »Ich dachte, du bist in Stehen eingeschlafen, *lah*.«

»Hältst du jetzt bitte den Mund? Ich will den Sonnenuntergang genießen.«

Das *tongkang*-Boot tauchte gerade aus den tiefen Schatten über dem Fluss auf und folgte einem Schwarm flatternder Bülbüls, die sich in die Luft erhoben hatten.

Lu See stand auf dem Deck des Schleppkahns. Sie hatte eine Kokosschale in der Hand, aus der sie immer wieder einen Schluck Wasser trank, während sie in den dunstigen Regenwald starrte, durch dessen Blätterdach das Licht des späten Nachmittags fiel. Vom Fluss her zogen bereits feuchte, dichte Nebelschwaden auf. Lu See wog die Kokosschale ein paar Mal in der Hand, dann warf sie sie über Bord.

»Mein Gott, ich habe es tatsächlich getan«, sagte sie leise, mehr zu sich. Tagelang hatte sich ein beklemmendes Gefühl der Angst wie ein Faden über ihre Brust geschnürt, sich immer tiefer mit sich selbst verflochten wie die Schlafmatten der Iban von Sarawak. Jetzt jedoch begann sich das Geflecht langsam wieder aufzulösen. Während sie sich immer weiter vom ländlichen Refugium ihrer Familie entfernten, spürte Lu See, wie ihre innere Unruhe nachließ und sich stattdessen ein Gefühl von Hoffnung und Aufregung in ihr breitmachte. Zwar hatte sie noch immer große Angst, dass ihr Vater oder ihr Dritter Onkel Hängebacke sie zurückholen könnten, nun aber, da sie den ersten Schritt getan hatte, war sie in Hochstimmung. Ihre Zukunft lag jetzt in den Händen der Götter.

Einige Stunden zuvor, noch vor dem Morgengrauen, hatten sich Lu See und Sum Sum durch den Dienstbotenausgang von *Tamarind Hill* davongestohlen. Mit einem Schubkarren, in dem sie Lu Sees Koffer transportierten, waren sie so leise, wie es ihnen möglich gewesen war, über den schwarzen Rasen geschlichen. Zuerst hatte Lu See kaum etwas erkennen können. Als sich ihre Augen jedoch an die Dunkelheit gewöhnt hatten, hatte sie schräg vor sich die Reihe mächtiger Tamarinden ausgemacht, die die Auffahrt säumten. »Dort entlang«, hatte sie ihrer Begleiterin zugeflüstert und gespürt, dass sie die Nerven zu verlieren drohte. Das Atmen fiel ihr schwer.

Sum Sum schlurfte neben ihr. Sie wechselten immer wieder beklommene Blicke. Mit vereinten Kräften schoben sie den Schubkarren die unbefestigte Straße entlang. Als der Mond hinter den Wolken hervortrat, gingen sie schneller, da sie wussten, dass man sie jetzt, vor dem Hintergrund des umgebenden Waldes, sehen konnte. Nach einer Weile ver-

lor Lu See jedes Zeitgefühl; ihre Welt beschränkte sich auf das Knirschen des Schubkarrenrads auf der Straße, auf ihre schmerzenden Hände, mit denen sie die Lenkstangen hielt, und die geradezu erstickende Angst, dass man sie zurückholen könnte. Sie war so auf sich selbst konzentriert, dass sie, als sie das Ufer des Flusses erreichten, gar nicht hörte, wie Sum Sum zu ihr sagte: »Wir nehmen kleine Ruderboot und steigen dann um in *tongkang*. Es liegt ungefähr einsundeinhalb Kilometer weiter, die Fluss runter. Ich hab schon alles geregelt.«

Lu See sah zu, wie ihr Dienstmädchen in die Hocke ging, die Hand ins Wasser des Juru tauchte und dann an einem dicken Seil zog. Lu See nahm plötzlich die Stille wahr, die sie umgab – es war, als verharren selbst die Tiere der Nacht in ihrem Tun und beobachteten sie.

Das Mondlicht lag glänzend auf dem glatten, schwarzen Wasser des Flusses. Sum Sum stieg in den kleinen Kahn und legte die Ruder ein. Lu See verstaute den Koffer im Heck und kletterte dann in das kleine Boot, wobei sie versuchte, es mit einer Hand am Ufer im Gleichgewicht zu halten. Der Kahn war flach und leicht und kippelte unter ihren Bewegungen so heftig hin und her, dass sie sich beeilte, Platz zu nehmen.

»Bist du so weit, *meh?*«, fragte Sum Sum.

Lu See nickte. Sie warf einen letzten kurzen Blick zurück, um zu sehen, ob ihre Füße im matschigen Boden Spuren hinterlassen hatten.

Sum Sum löste die Vertäuung und stieß den Kahn vom Ufer ab. Lu See spürte Wassertropfen auf ihren Unterarmen, als das kleine Boot, das jetzt, da es beladen war, nicht mehr schaukelte, flussabwärts schwamm. In der Ferne, auf dem Hügel am oberen Ende der Auffahrt, konnte sie ihr Zuhause erkennen – kleine leuchtende Lichtpunkte ließen erkennen,

dass die Bediensteten erwacht waren. Während das kleine Boot und seine Besatzung mit der Dunkelheit verschmolz, begann ein Hahn zu krähen. Es würde nicht lange dauern, bis man nach ihr suchte.

Der Bruch des Damms hatte das gesamte Dorf in einen Schockzustand versetzt. Wochenlang hörte man nachts in den Häusern die Menschen weinen. Wer über den Dorfplatz ging, hatte jedes Mal die Asche des heiligen Papiers in den Haaren, das die Mönche im Tempel verbrannten, um die Götter um Gnade zu bitten.

Seit dem Unglück war ein halbes Jahr vergangen. Es hatte mehrere Monate gedauert, um die Schäden wenigstens notdürftig zu reparieren, und beinahe ebenso lange hatte man gebraucht, um die Toten zu bergen. Noch Wochen nach dem Dambruch wurden verwesende Körper, aufgebläht und weiß, viele Kilometer weiter flussabwärts aus dem Strom gezogen. Die meisten der Leichen konnten nicht mehr identifiziert werden. Offiziell wurde von zweiunddreißig Todesopfern gesprochen, aber Lu See war sich sicher, dass das Unglück mehr als doppelt so viele Menschenleben gefordert hatte. Natürlich verschärfte die Katastrophe den Konflikt zwischen den beiden Familienclans, denn sie beschuldigten sich gegenseitig, den Damm sabotiert zu haben. Lu See erinnerte sich daran, dass Sum Sum ihr erzählt hatte, sie habe an jenem Tag, an dem sich die Tragödie ereignete, einen Mann mit einer Pistole gesehen. Wer war dieser Mann? Warum hatte er die Waffe auf sie gerichtet? Die Antwort auf diese Frage wusste niemand.

Lu See und ihre Familie hatten an jedem einzelnen Begräbnis teilgenommen – muslimisch, christlich und taoistisch. Einige Totenfeiern waren Lu See besonders nahegegangen. Das Bild des toten Babys, fest in ein weißes Umschlagtuch gewickelt, verfolgte sie genauso wie das des alten Mr See,

dem Eigentümer der Holzhandlung, mit seinem strähnigen chinesischen Bart, der so lang gewesen war, dass er ihn in seinen Hosenbund hatte stecken müssen. Bei jedem dieser Begräbnisse waren den Menschen die Trauer und der Kummer ins Gesicht geschrieben gewesen. Die Frauen hatten verzweifelt die Hände zum Himmel geworfen, sich kopfschüttelnd hin und her gewiegt. Die Männer hatten mit hängenden Schultern dagestanden und mit vor Verzweiflung geöffnetem Mund stumm zu Boden gestarrt.

Doch es war das Begräbnis ihres Cousins Tak Ming, das ihr am meisten zusetzte. Tak Ming war der einzige Sohn ihrer Zweiten Tante Doris und erst zwanzig Jahre alt gewesen. Lu Sees Brüder James und Peter hatten ein besonders enges Verhältnis zu ihm gehabt. Als man seinen Sarg in die Erde hinabließ, stieß Lu See ein Wimmern wie ein Tier aus, das in einer Schlinge erstickt. Sogar Lu Sees Vater, der seinen Hut abgenommen hatte und ihn über sein Herz hielt, weinte hemmungslos.

Nur Dritter Onkel Hängebacke war mit tränenlosen Augen stumm danebengestanden.

Später hatte sie ihren Vater, Ah-Ba, im Garten gefunden. Er kniete auf dem Boden, sein Kopf ruhte auf der Wurzel eines Feigenbaums. Als er Lu See sah, drückte er sie so fest an sich, dass ihr die Rippen wehtaten. Dann griff er in seine Tasche und zog seine Geldbörse heraus. Als er sie aufklappte, kam ein Foto zum Vorschein. Es zeigte die fünfjährige Lu See mit ihren beiden Brüdern, die, eine Schüssel mit Lychees neben sich, auf den Stufen des Pavillons saßen. Lu See wischte sich die Hand an ihrem Rock ab, bevor sie das Foto herausnahm. Auch ohne, dass er es ihr sagen musste, war ihr klar, wie viel ihrem Vater dieses Foto bedeutete.

»Ich sehe mir dieses Foto jeden Morgen nach dem Aufwachen an«, sagte er.

Sie studierte sein Gesicht, die kleinen Muskeln, die darin zuckten.

»Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wenn dir irgendetwas zugestoßen wäre. Wenn es meine Tochter und nicht Tak Ming gewesen wäre, die ich hätte begraben müssen.«

Dies war der Moment gewesen, in dem sie beschlossen hatte, zum Andenken an ihren Cousin eine neue Orgel bauen zu lassen.

Sie versuchte, jetzt nicht daran zu denken.

Sie versuchte auch nicht daran zu denken, was man zu Hause über sie sagen würde. Die Gedanken ließen sie jedoch nicht los. Sie hörte die tadelnde Stimme ihrer Mutter laut in ihrem Kopf schallen. »Wie kann ein so hübsches Mädchen, mit einem so schönen Mund und einem so hellen Teint nur so etwas Dummes tun! Sie hat alles, was man sich wünschen kann. Ist eine gute Schülerin, hat lauter gute Noten. *Cha!* Und sie ist sportlich, *aiyoo*, so sportlich, hat in der Oberstufe sogar schon für die Englisch-Leistungsgruppe der Bing Hua Feldhockey gespielt...«

Das reicht jetzt, beschloss Lu See. Sie brachte die Stimme ihrer Mutter mit einer ruckartigen Kopfbewegung zum Schweigen. Ich bin jetzt frei. Ich bin Teoh Lu See, neunzehn Jahre alt, und ich befinde mich gerade auf dem Weg in ein neues Leben. Ich mag zwar eine scheußliche Erkältung haben, aber ich fühle mich großartig! O Gott, ich mache das tatsächlich, ich... ich brenne tatsächlich gerade durch!

Sie holte tief Luft. Noch nie hatte sie außerhalb ihres Elternhauses übernachtet. Durchbrennen. Für Lu See war das ein herrliches Wort, voller Tabus, Geheimnisse und Abenteuer. Die Vorstellung, einfach von zu Hause wegzulaufen, erregte und erschreckte sie gleichermaßen, ebenso wie der Gedanke, dass sie in Penang an Bord eines gewaltigen Liniendampfers gehen und die lange Seereise nach England an-

treten würde. Auf dem Schiff würde wenigstens niemand ein Urteil über sie fällen, würde sie niemand tadeln. Es würde keine Hochzeit mit dem Einäugigen Riesen geben, keine Zurechtweisungen, weil sie sich mit diesem »grässlichen Woo-Jungen« traf. An Bord dieses Schiffes würde sie endgültig frei sein.

Durchbrennen. Das Wort war in der Studentensprache des 19. Jahrhunderts entstanden und bedeutete: heimlich davonlaufen. Das hatte sie im Wörterbuch ihres Vaters nachgeschlagen. Ihrer Ansicht nach lief sie jedoch nicht einfach davon – sie setzte vielmehr ihren Traum in die Tat um. Ermuntert von Adrian würde sie sich in Cambridge um einen Studienplatz bewerben. Die Vorstellung, am Girton College studieren zu können, begeisterte sie fast noch mehr als ihr Vorhaben, Adrian Woo zu heiraten.

Lu See schloss die Augen und spürte die letzten Strahlen der Abendsonne warm auf ihrem Gesicht.

Ein paar Schritte hinter ihr stand Sum Sum in ihren schwarzen Leinenschuhen neben dem Koffer aus glänzendem Fischleder. Seit sieben Jahren war sie ihr Dienstmädchen, aber nicht nur das, sie war auch ihre Vertraute und beste Freundin. Sum Sums Mondgesicht hatte die Farbe von Darjeelingtee, ihre langen glatten Haare trug sie zu einem Knoten gebunden. Während Lu See gertenschlank war, hatte Sum Sum eine kompakte Sanduhrfigur mit ansehnlichen Rundungen. Jetzt hielt sie ihren Rücken gebieterisch gerade, als sie Lu See mit ausgestrecktem Arm eine kleine rote Zwiebel unter die Nase hielt.

»Gegen Erkältung«, sagte sie.

Lu See warf Sum Sum einen empörten Blick zu. »Meinst du das ernst? Du erwartest doch nicht etwa von mir, dass ich eine rohe Zwiebel esse?«

Noch während sie das sagte, spürte sie, wie ihr schon wie-

der die Nase lief. Sie schnäuzte sich herzlich in ein Taschentuch.

»Sicher, *lah*. Meine Mutter war prima Medizinfrau, *lah*. Sie hat mir immer Zwiebeln gegeben.«

Das *tongkang* setzte seine Fahrt in Richtung Butterworth fort. Am Bug flatterte die Flagge der Malaiischen Föderation im Wind – horizontale Streifen in Weiß, Rot, Gelb und Schwarz mit einem tänzelnden Tiger in der Mitte. Ein Mitglied der Besatzung, ein Malake in einem kurzen Sarong, dessen Arme von der Sonne so gebräunt waren, dass sie fast schwarz wirkten, ging gerade zum Heck, wo er niederkniete. Er entrollte ein dickes Seil mit einem faustgroßen Haken, an dem ein Stück fauliges Hammelfleisch hing. Nachdem er das eine Ende an die Ankerwinde gebunden hatte, warf er das Seil mit dem Köder ins Wasser. Die Besatzung wollte offensichtlich ein Krokodil fangen, um das Fleisch für medizinische Zwecke und die Haut als Leder zu verkaufen. Der Lastkahn zog an einer Kulisse aus Palmwedeln vorbei. Als eine Windbö den Saum aus Schilf am Ufer bewegte, wurden die Nasenlöcher und die glitzernden, nassen Murmelaugen eines Reptils sichtbar, das im seichten Wasser dümpelte.

»Eine Zwiebel?«, wiederholte Lu See streitlustig.

»*Aiyoo sami*, keine Widerrede, *lah*. Ich bin älter als du.«

»Lächerliche elf Tage!«

Sum Sum hielt ihr die Zwiebel noch immer mit ausgestrecktem Arm hin. »Also, was ist jetzt? Isst du sie oder nicht? Mach schon, sonst werde ich noch richtig böse.«

Lu See zog eine angewiderte Grimasse, dann biss sie in die Zwiebel. Auf der Stelle begannen ihre Augen zu tränen. Ein heftiger Niesreiz kitzelte sie in der Nase. Es kam ihr so vor, als kroch eine Qualle mit all ihren Tentakeln in ihren Nebenhöhlen langsam vorwärts. Sie hielt den Atem an, während sie darauf wartete, dass das Kribbeln nachließ.

»Also?«, sagte Sum Sum, die sich offensichtlich nur schwer das Lachen verkneifen konnte. »Genau so, als wenn man in saure Guave beißt. So, und jetzt reib deine Haut mit Öl von Zitronengras ein, *lah*, damit die Moskitos dich nicht aufessen.«

Als Lu Sees Augen zu tränen aufgehört hatten, starrte sie wieder in den stillen, dämmrigen Regenwald hinein. Unzählige Fledermäuse schwirrten dort hin und her. Ein Stück weiter flussabwärts konnte sie ein einsames Dorf am Ufer des Juru ausmachen – mehrere Reihen von Langhäusern aus Bambusrohr, die sich, auf Pfählen stehend, knapp drei Meter über dem Boden erhoben. Ihre mit Schilf gedeckten Dächer zeigten noch die Spuren der jüngsten Unwetter. Jedes Haus hatte auf der Vorderseite eine Veranda, wo Kinder mit baumelnden Beinen auf Matten saßen und Reis aus zu Schalen gefalteten Bananenblättern aßen. Sie winkten dem Boot fröhlich zu. Lu See und Sum Sum winkten zurück.

Ein wenig später, inzwischen war auch der letzte Widerschein der Sonne vom Himmel verschwunden, und die ersten Glühwürmchen begannen zu tanzen, stieß einer der Männer auf dem Boot einen lauten Schrei aus. Das dicke Seil an der Ankerwinde hatte sich gestrafft. In diesem Moment sah auch Lu See das Krokodil, das sich in das Hammelfleisch verbissen hatte. Sie erblickte das lang gestreckte Maul, den blassen, geriffelten Unterbauch, den geschmeidigen Schwanz. Die ineinandergreifenden Zähne hatten zugepackt, und das Krokodil drehte sich ständig um sich selbst, wirbelte das spinatgrüne Wasser zu milchig trübem Schaum auf. Die glasigen, kugelförmigen Augen des Tieres schienen Lu See einen Moment lang anzustarren, ihr zu folgen, bevor die Männer das Reptil in das sich jetzt bedenklich zur Seite neigende Boot zogen.

Lu See beobachtete die Männer, die alle die typisch dunk-

len Gesichter und kräftigen Hände von Seeleuten hatten, wie sie sich sofort um das Tier scharten, ein jeder von ihnen einen Knüppel oder ein scharf geschliffenes *parang* in der Hand. Das über zwei Meter lange Krokodil fauchte. Jemand zündete eine Laterne an und hielt sie an einem Stab hoch in die Luft, während die Männer ihre Waffen schwangen. Der mächtige, muskulöse Schwanz des Tieres schlug immer wieder dumpf auf das Deck, und schon bald hinterließen menschliche FüÙe blutige Abdrücke auf den Planken. Schließlich stach eine Machete mit einem heftigen Stoß in das runzelige Fleisch zwischen den Augen des Tieres. Ein Schwall schwarzes Blut schoss hervor. Dann lag das Krokodil reglos wie ein Stück schweres Treibholz auf dem Deck.

Die Männer schlugen unter lautem Geschrei weiter auf den Kadaver ein, trennten den Kopf des Reptils vom Körper. Blut spritzte auf ihre Sarongs. Lu See stand mit bleichem Gesicht da, konnte den Blick aber nicht von dem grausigen Schauspiel abwenden. Der Lärm scheuchte die Bülbüls von den Bäumen auf, bevor sie sich, lautstark um die besten Plätze streitend, wieder auf den Ästen niederließen.

Dann war mit einem Mal ein weiterer Schrei zu hören. Diesmal klang er jedoch entsetzt. Die Männer hielten abrupt inne. Einer oder zwei von ihnen ließen ihr *parang* fallen.

»Was ist los?«, fragte Lu See. »Was hat das zu bedeuten?«

Sum Sum hangelte sich an der Steuerbordreling entlang, um herauszufinden, weshalb die Männer jetzt so aufgereggt debattierten. Sie sah die Vorderbeine des Reptils, dunkel und mit spitzen Zehen ohne Schwimmhäute. Dann erhaschte sie einen Blick auf ein Hinterbein – mit Schwimmhäuten und amphibisch wie die Hände in den gruseligen Wachsfignurenkabinetten.

»Sie sagen, dass die Krokodil ein Bein fehlt. Sie sagen, dass es Unglück bringt, wenn man Flussdrachen fängt, der

nur drei Beine hat. Die vierte Bein erscheint einem dann im Traum und holt das erste Kind.«

»Glaubst du, dass das wahr ist?«

»Beim Dharmakaya-Himmel, wie ich sollen das wissen? Ich auf dem Land in Nähe von Lhasa aufgewachsen.«

»Und so wie du dich kleidest, siehst du auch noch immer so aus, als würdest du auf dem Feld arbeiten.« Lu See bückte sich zu einer der Reisetaschen aus Fischleder hinunter und ließ den Verschluss aufschnappen. »Hier«, sagte sie und drückte Sum Sum ein zusammengefaltetes Stück blaue Baumwolle in die Hand.

»Was ist das?«

»Wofür hältst du es denn, Kürbiskopf? Es ist ein Strandkleid.«

»Und was sollen ich damit machen?«

»Es anziehen, natürlich.«

Sum Sum stemmte die Hände in die Hüften und blickte an ihrer weißen Dienstmädchenkleidung herunter. »Warum?«

»Weil wir auf der Flucht sind und uns niemand erkennen soll, wenn wir morgen früh an Bord des Dampfers gehen werden.«

»Bestimmt fühlt man sich so, wenn man Bank überfallen hat.«

»Ich habe unsere Passagen auf der *Jutlandia* zwar unter falschem Namen gebucht, aber Vater und Dritter Onkel Hängebacke werden bestimmt schlau genug sein, um sich nach einer jungen Chinesin und ihrer kürbisköpfigen Dienerin zu erkundigen.«

»Unter Falschnamen? *Aiyoo*, das ist wirklich aufregend, *lab!* Unter welchem Namen denn?«

»Lucy Apricot.«

»Was für eine verrückte Idee! Nach England fahren, das ist wie in Märchen. Ich finde es toll!«

»Ich weiß. Wenn du das hier anziehst, werden wir jedenfalls weniger auffallen. Dritter Onkel Hängebacke wird uns dann nicht so leicht finden.«

»Also, dann könntest du mir vielleicht auch etwas von dein Schmuck geben? Ohring von Jade mit die Tiger, *lah?*«

»Manchmal frage ich mich, warum ich dich nicht einfach in *Tamarind Hill* gelassen habe.«

Lu See sah auf das dunkle Wasser hinaus und schüttelte den Kopf. Das *tongkang* trieb jetzt gemächlich auf dem Fluss dahin. Stille senkte sich über das Boot. In der Ferne kreischte ein Waldvogel.

Sum Sum schauderte. »Der Dschungel ist nachts so unheimlich. Ich habe Angst von die *Pontianak*.« Sie meinte die Vampirfrau aus der malaiischen Volkssage.

»Unsinn, es gibt keine *Pontianak*!«

»Sie rollt mit Augen, bis man nur noch Weiß sieht.«

»Würdest du jetzt bitte still sein?«

Lu See stand an der Reling, die Hände auf dem Metall des Geländers. Während sie in die von nächtlichen Geräuschen erfüllte Dunkelheit lauschte, ging ihr der kindische Vers durch den Kopf, den ihre Brüder immer gesungen hatten, wenn sie krank im Bett ihrer Mutter lag.

*Böses Mädchen, böses Mädchen,
tust als wärst du krank so sehr,
wart nur, Onkel Hängebacke
kommt mit seinem Stock daher.*

Sie wusste, dass er ihr bereits auf den Fersen war.

Am frühen Morgen hatte es geregnet. Jetzt warf die Sonne ihre Strahlen über den Hafen von Penang, der von der gnadenlosen tropischen Hitze überrollt worden war, sodass der Schweiß auf der Haut verdunstete, als säße man in einem Backofen. Auf dem Kai hockten die Laskars, die indischen Seeleute, und kauten *Bhang* oder rauchten selbst gedrehte *Bidis*, um richtig wach zu werden. Die Straßenhändler stellten, begleitet vom ständigen Gebell der Hunde und dem Krähen der Hähne, ihre Stände am Kai auf, der von einem Ende der Chulia Street bis zum anderen reichte. Sie grillten Stachelrochen, brieten *Satay*-Spieße über Holzkohlefeuern und schlugen Eier auf, um auf ihren gusseisernen Woks Austernomeletts zu backen. Man hörte Tamil, Hokkien, Bahasa, Pidgin-Englisch und Kantonesisch, ein Summen und Brummen wie von Fliegen im hohen Gras.

Lu See stand auf dem Deck der *MS Jutlandia*, dort wo die Rettungsboote festgezurrert waren. Schon vor geraumer Zeit hatte sie beschlossen, jedes Detail ihrer Überfahrt schriftlich festzuhalten. Sie wusste zwar, dass Sum Sum überall auf dem Schiff mit der Kodak Retina fotografieren würde, aber sie wollte unbedingt auch ihre eigenen Eindrücke festhalten. Dies, so entschied sie, war die Reise ihres Lebens. Eines Lebens, das sie bis jetzt noch nicht einmal über die Straße von Malakka hinausgeführt hatte. Sie zog den Stift aus der

Halterung an ihrem Skizzenbuch und begann, ihre Beobachtungen aufzuschreiben – jede Farbnuance der Wolken und des Meeres, jeden Geruch, ob er angenehm war oder die Nase beleidigte, jedes Geräusch, angefangen beim Klang des Schiffshorns bis hin zum Ruf des Mullahs, der seine Morgengebete sang. Mit schnellen Strichen skizzierte sie einen Europäer im Leinenanzug und mit Tropenhelm, der sich von einem kahlköpfigen Malaien die Schuhe putzen ließ.

Jim-dandy, sagte sie zu sich, das war ein Ausdruck für »herorragend«, den sie in einem amerikanischen Film aufgeschnappt hatte, *jetzt endlich ist alles jim-dandy*.

Ihre bevorstehende Reise verstärkte das Gefühl der Befreiung, das sie seit einiger Zeit verspürt hatte. Sie wunderte sich oft darüber, wie sehr sie sich verändert hatte, seit sie mit Adrian zusammen war. Davor war ihr Leben langweilig und bedeutungslos gewesen. Jetzt fragte sie sich oft, wie sie so lange ohne Leidenschaft hatte leben können.

Sie war siebzehn gewesen, als sie ihn beim Neujahrstanz im Selangor Club kennengelernt hatte. Ungefähr zwanzig Minuten nach den Toasts auf den König war er in seinem weißen Frack mit einer Porzellanschale voller getrockneter Früchte in der Hand auf sie zugekommen und hatte sie angesprochen. Die Band hatte gerade ein Stück von Count Basie angestimmt.

»Kennen Sie die Geschichte von dem Mann, der in einer Schüssel Trockenobst verschwunden ist? Zwei starke Bären haben ihn hineingezogen. Möchten Sie eine Weinbeere?«, fragte er und bot ihr die Schüssel an. Sie schüttelte den Kopf. »Wie wäre es dann mit einer Verabredung?«

»Das ist nun wirklich die dümmste Anmache, die ich je gehört habe!«

»Tut mir leid, aber das interessiert mich nicht die Bohne.«
Er war fünf Jahre älter als sie und arbeitete für das Royal

Anthropological Institute. Er war einer der ganz wenigen Chinesen, die dort angestellt waren.

»Ich beschäftige mich gerade mit den See-Dajaks von Borneo. Die vergangenen sieben Wochen habe ich in den Wäldern von Kuching verbracht. Die meisten Frauen dort laufen nur mit einem Bastrock bekleidet herum.« Er ließ den Blick ungeniert über ihren Körper wandern, dann fügte er grinsend hinzu: »Mein Name ist übrigens Adrian. Adrian Woo.«

»Ich weiß, wer Sie sind. Sie sind der Erste Sohn Woo. Wir dürften eigentlich gar nicht miteinander sprechen.«

Lu See fiel auf, dass er große, kräftige Hände hatte. Seine Stimme hatte ein warmes Timbre.

»Als Anthropologe benutzen Sie Ihre Hände wohl ausschließlich dazu, vermoderte Knochen und alte Scherben auszugraben.«

»Das ist eher die Aufgabe eines Archäologen. Ich bin eher Voyeur.«

»Das klingt ...«

»Unanständig?«

»Ein wenig. Nun, Adrian Woo, können Sie mir als Anthropologe etwas wirklich Faszinierendes über den Regenwald erzählen?«

»Hmm, nun, lassen Sie mich überlegen.« Er dachte nur eine Sekunde lang nach. »Wie wäre es damit: Der männliche Nasenaffe ist in der Lage, seine Erektion vierundzwanzig Stunden lang aufrechtzuerhalten.«

Lächelnd meinte sie: »Okay, ich gebe zu, das ist einigermaßen interessant.«

»Nur einigermaßen?«

»Nur einigermaßen.«

»Sie sind anscheinend sehr schwer zufriedenzustellen.«

Sie biss sich auf die Unterlippe. »Nicht zwangsläufig.«

»Nun, ich liebe Herausforderungen.«

Sie fand die Art, wie er mit ihr sprach, so direkt und offen, unwiderstehlich. Aber erst in dem Moment, als er ihre Tanzschuhe putzte, war es wirklich um sie geschehen.

»Da, sehen Sie nur«, sagte er. »Ihre Schuhe sind vom Regen ganz schmutzig.«

Er bat sie, sich hinzusetzen, stellte ihren Fuß auf seinen Schoß und polierte ihre Schuhe mit seinem Taschentuch, das er mit Champagner benetzt hatte, um ihnen den richtigen Glanz zu verleihen. Während sie seine Finger beobachtete, die kleine Kreise auf dem Leder beschrieben, spürte sie in ihrer Brust etwas aufflammen, das schon nach kurzer Zeit so heftig loderte wie ein Buschfeuer. Sie wollte sich in ihm verlieren, sich seinem wilden, unbekümmerten freien Geist ergeben.

Später auf der Heimfahrt hatte ihre Mutter sie getadelt. »Cheee-cheee-cheee. Warum hast du so lange mit diesem Woo-Jungen gesprochen, hä? Was hast du dir nur dabei gedacht? Du hast wohl gehofft, dass er sich mit dir davonmacht, nicht wahr? Ein nettes Teoh-Mädchen wie du würde ihm in seinem Liebesnest im Dschungel von Borneo durchaus gefallen, was?«

»Ist es nicht an der Zeit, dass diese dumme Fehde zwischen den Woos und den Teohs endlich aufhört?«

»Bitte«, hatte ihr Vater, C. M. Teoh, gesagt. »Lass uns jetzt nicht darüber sprechen.« Er hatte dabei mit den Augen in Richtung des Chauffeurs geblickt. »Lu See hat nur höfliche Konversation mit ihm betrieben. Schließlich weiß alle Welt, dass sie bereits einen Bräutigam hat.«

Tatsächlich hatten ihre Eltern schon sechs Jahre zuvor mit der Familie Chow eine Vereinbarung getroffen. Sie hatten Lu See, als sie gerade dreizehn Jahre alt gewesen war, einem jungen Mann namens Cheam Chow versprochen, der über Geld und gute Beziehungen verfügte. Dieses Jahr sollte die

Hochzeit stattfinden. Als Datum hatten sie einen glücksverheißenden Tag Ende Mai ausgewählt. Von diesem Moment an hatte Lu Sees Mutter jedes Wochenende erklärt, dass sie nun endlich mit den Hochzeitsvorbereitungen beginnen sollten. Es gäbe schließlich noch so viel zu tun. Sogar das Kleid hatte schon Monate vorher geschneidert werden müssen. Also hatte Lu See eines Tages nach dem Essen auf dem Couchtisch gestanden, die Arme zur Seite ausgestreckt, während der Schneider Maß nahm und den Seidenstoff für das eng anliegende Kleid absteckte.

»Sie werden doch nicht zunehmen, oder?«, fragte er warnend. »Wie stehe ich denn da, wenn Sie bei Ihrer Hochzeit aus dem Kleid platzen? Dann heißt es, Schneider Pang hatte ein Kleid für einen *terengganu*-Elefanten gemacht.«

»Ich mache das nicht länger mit, Mutter«, zischte Lu See, als der Schneider aus dem Zimmer gegangen war, um noch mehr Stecknadeln zu holen. »Mich zu dieser Hochzeit zu zwingen ist barbarisch und überholt!«

»Mir ist egal, was du denkst.«

»Du weißt verdammt gut, dass ich Cheam Chow nicht heiraten will.«

»Du tust, was dein Vater sagt!«

»Ah-Ba spricht einfach nicht mit mir. Ich kann nie vernünftig mit ihm reden.«

»Was, du willst deiner Familie also keinen Wohlstand bringen, ja? Der Tag, an dem du dich mit der Familie Chow verbindest, wird für uns alle ein stolzer Tag sein!«

»Ich habe hier keine Zukunft. Ich werde mein Leben selbst in die Hand nehmen.«

»*Cha!*«

»Ich brauche geistige Freiheit. Ich will eine moderne Frau sein und werde mich deshalb als Studentin in Cambridge einschreiben.«



Julian Lees

Das Haus der tausend Blüten

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37365-9

Blanvalet

Erscheinungstermin: Februar 2013

Durch zwei Ozeane getrennt, vom Schicksal vereint

Malaysia, 1936: Die schöne Lu See flieht mit ihrem Dienstmädchen Sum Sum aus ihrer Heimat, um gegen den Willen ihrer Familie ihre große Liebe zu heiraten. Als sie bald darauf schwanger wird, scheint Lu Sees Glück vollkommen. Aber all ihre Träume und Hoffnungen zerschlagen sich auf tragische Weise. Nur die innige Freundschaft zu Sum Sum bewahrt die junge Frau vor dem endgültigen Zusammenbruch. Dann jedoch verschwindet die Freundin spurlos. Doch sie hinterlässt Lu See ein Geschenk, das ihrer beider Leben für immer verändert ...

Eine exotische Saga über Familie, Treue und die Kraft der Freundschaft.